

FORTSETZUNG AUF DER NÄCHSTEN SEITE →

FORTSETZUNG VON SEITE 17

schreibt: „Ihre Worte haben mich tief berührt, weil sie mir den Namen Rudolf Steiners zuriefen, über den ich seit meiner Kindheit immer wieder nachdenken muss, weil, wie ich weiß, gerade von ihm ein Auftrag an mich erging, auf meine Weise den Menschen die Entfremdung und das Mißtrauen gegenüber dem Übersinnlichen nach und nach wegzuräumen [...].“

Viele Meridiane verbinden die philosophischen Überlegungen und Kunstwerke Beuys' mit der urdeutschen Überzeugung, dass die ästhetische Erfahrung etwas Heilsames und ganz Besonderes ist – und ins Zentrum der Kultur und Gesellschaft gehört. So heißt es etwa im „Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus“, einem geistigen Co-Produkt von Schelling, Hegel und Hölderlin: „Ich bin nun überzeugt, daß der höchste Akt der Vernunft, der, indem sie alle Ideen umfaßt, ein ästhetischer Akt ist und daß Wahrheit und Güte nur in der Schönheit verschwistert sind. [...] Die Philosophie des Geistes ist eine ästhetische Philosophie. [...] Die Poesie bekommt dadurch eine höhere Würde, sie wird am Ende wieder, was sie am Anfang war – Lehrerin der Menschheit; denn es gibt keine Philosophie, keine Geschichte mehr, die Dichtkunst allein wird alle übrigen Wissenschaften und Künste überleben. [...] Monotheismus der Vernunft und des Herzens, Polytheismus der Einbildungskraft und der Kunst, dies ist's, was wir bedürfen!“

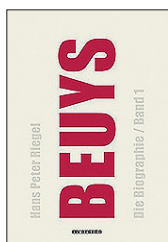
Und Beuys? „Ich weise darauf hin, dass das erste Produkt menschlicher Kreativität der Gedanke ist und sage aus diesem Grunde, Denken ist bereits Plastik. Gedanken wirken in der Welt.“

Der Autor ist Philosoph, Psychotherapeut und Professor für Psychotherapiewissenschaft an der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien. Er war 2018 Visiting Researcher an der Social Sculpture Research Unit der Oxford Brooks University.

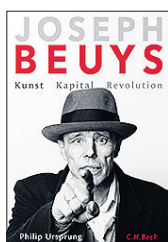
BUCHTIPPS



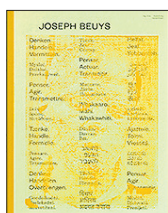
Zeige deine Wunde
Kunst und Spiritualität bei Joseph Beuys
Eine Spurensuche
Von Rüdiger Sünner
Europa Verlag 2021
224 S., geb., € 18,50



Beuys. Die Biographie
Von Hans Peter Riegel
Riverside Publishing 2021
4 Bände



Joseph Beuys
Kunst, Kapital, Revolution
Von Philip Ursprung
C. H. Beck 2021
336 S., geb., € 30,80



Joseph Beuys
Denken. Handeln. Vermitteln
Hg. von Stella Rollig und Harald Krejci
Walther König 2021
204 S., geb., € 30,70

FILMTIPPS

Zeige deine Wunde – Kunst und Spiritualität bei Joseph Beuys
85 min. Rüdiger Sünner (2015)

Beuys
107 min. Filmbiografie
von Andres Veiel (2017)

Trotz Corona hat Bogdan Roščić die Premierenvorhaben für seine erste Staatsopernsaison konsequent durchgezogen. Zuletzt Gounods „Faust“.

Intellektueller Blickfang: Oper

Von Walter Dobner

Vor allem legendäre Produktionen anderer Häuser als eine Art Mosaik unterschiedlicher szenischer Modelle zu präsentieren, hat sich Wiens neuer Staatsoperndirektor für seine erste Spielzeit vorgenommen. So kam seine erste Premiere, Puccinis „Madama Butterfly“, aus der New Yorker Met. Die weniger überzeugende Mozartsche „Entführung“ machte deutlich, dass ein einstiger Stuttgarter Erfolg mittlerweile nicht mehr dieselbe Strahlkraft besitzt wie vor zwei Jahrzehnten. Dmitri Tcherniakovs Inszenierung von Tschaikowskys „Eugen Onegin“ für das Moskauer Bolschoi-Theater hat dagegen auch nach vierzehn Jahren nichts von ihrer innovatorischen Kraft verloren.

Mit einer verführerischen Carmen und einem spannenderen Dirigat hätte Calixto Bieitos bisher auf beinahe dreißig Bühnen offerierte realistische Lesart von Bizets Welterfolg gewiss mehr Eindruck hinterlassen. Auch die vom Digital-Boom infizierte, urprünglich für Paris erdachte Version von Verdis „La Traviata“ vermochte wegen manch blasser Sänger- und Dirigentenleistung ihren vorseilenden Ruf nur partiell einzulösen.

Ob der vokal wie orchestral geradezu perfekte neue „Parsifal“ szenisch im Detail noch schlüssiger ausgefallen wäre, wenn es dem Regisseur erlaubt gewesen wäre, ihn an Ort und Stelle zu erarbeiten? Henzes erstmals im Haus am Ring aufgeführter Zweiakter „Das verratene Meer“ gelang jedenfalls in jeder Hinsicht modellhaft.

Ein großes Theaterereignis

Und die jüngste, seinerzeit schon in Stuttgart zu sehen gewesene Produktion, die der nun damit an der Wiener Staatsoper debütierende (!) 70-jährige Frank Castorf für Wien neu erarbeitete, Gounods „Faust“? Ein großes Theaterereignis ist seine Interpretation, die das Sujet in die 1960er Jahre, damit ein Jahrhundert nach der Werkentstehung führt, jedenfalls. Aus diesem Blickwinkel lässt sich Frankreichs fahrlässiger Umgang mit seiner Kolonialgeschichte ebenso geißeln wie die schon damals heftig Fahrt aufgenommene oberflächliche Konsumgesellschaft.

„Aus diesem Blickwinkel lässt sich Frankreichs fahrlässiger Umgang mit seiner Kolonialgeschichte ebenso geißeln wie die oberflächliche Konsumgesellschaft.“



Nicole Car als Marguerite und Étienne Dupuis als Valentin in Gounods „Faust“ an der Wiener Staatsoper.

Marguerite, von der sich dramatisch steigern den Nicole Car gestaltet, erscheint als Opium rauchende, dem Luxus ergebene selbstbewusste Frau, Faust, nicht gerade rollendeckend besetzt mit Juan Diego Flórez, als Flaneur, dem alles recht ist, um in seinem Alter die jugendliche Liebeskraft wieder zu erlangen. Die Produktion dominiert – dies auch gesänglich, denn der junge Bassist Adam Palka war der Star dieser Premiere – der als Voodoo-Zauberer mit Sado-Maso-Zügen auftretende Méphistophélès mit seinem beißenden Zynismus.

Das Geschehen spielt sich in einem wesentlichen Pariser Bauwerke raffiniert zu einem sich immer wieder drehenden mehrstöckigen Turm bündelnden Bühnenbild (Aleksandar Denić) ab, begleitet von zuweilen auch spontan produzierten Videos (Videoregie: Martin Andersson). Sie zeigen die Protagonisten und ihre unmittelbaren Gefühle in packenden Nahaufnahmen, eröffnen zudem Rückblicke in das schillernde Pariser Leben der 1960er Jahre. Dass neben diesem intellektuellen Blickfang die Musik nicht zu kurz kam, garantierten Bertrand de Billy am Pult des glänzend gelaunten Staatsopernorchesters, Étienne Dupuis' Valentin und Kate Lindseys sensibel gezeichneter Siébel.

Faust
Wiener Staatsoper, 9. Mai ab 20.15 Uhr in ORF III

45. Tage der deutschsprachigen Literatur
KÖPFE AUS 44 JAHREN

Gert Jonke: Der Mann, der von der Sprache kam

Von Anton Thuswaldner

Er war kein Unbekannter mehr, als Gert Jonke 1977 als Einunddreißigjähriger zum ersten Ingeborg-Bachmann-Preisträger gekürt wurde. Sein „Geometrischer Heimatroman“ hatte acht Jahre zuvor einiges Aufsehen erregt, mit „Beginn einer Verzweiflung“ und „Die Vermehrung der Leuchttürme“ hatte er seinen Ruf als ein eigenwilliger Erzähler, der aus den Tiefen der Sprache kommt, gefestigt. Untergekommen war er bei Suhrkamp und Residenz, den bevorzugten Adressen für alles Neue. Für einen Erzählrealismus, der damals für die Konkurrenten Horst Bienek oder Herbert Eisenreich verbindlich war, war Jonke damit verloren. Beide wiesen eine imposante Veröffentlichungsliste auf, gegen beide setzte sich

Jonke durch. Das Klima unter den Autorinnen und Autoren muss angespannt gewesen sein, zumal Bienek notierte, dass er sich lieber unter der Jury als unter seinen Kollegen aufhalten habe.

Die Entscheidung darf als Abschied von der Nachkriegsliteratur gewertet werden, für die Horst Bienek stand, der seinen ersten Band der Gleiwitz-Tetralogie, „Die erste Polka“, bereits vorgelegt hatte. Seine Poetik folgte einem Realismus, der an einzelnen Schicksalen, durchwegs plastisch gestaltet, Zeitgeschichte nachvollziehbar werden ließ. Nicht so bei Jonke, der sich vom Anspruch, die Welt in ihren Erscheinungen abzu-

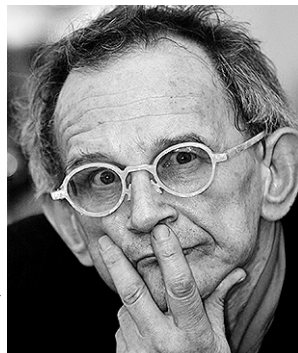


Foto: APA / Herbert Pfirhofer

bilden, längst verabschiedet hatte. Vom Erzählen wollte er dennoch nicht lassen, nur kamen seine Geschichten nicht aus der beobachtbaren Welt, sondern aus einer Fantasie, die, einmal angestachelt, sich sofort zu Sprachexerzitien in Rhythmus und Musik auswuchs. Das unterscheidet ihn von der Wiener Gruppe um Gerhard Rühm und Konrad Bayer, für die Erzählen ein Sakrileg bedeutete. Sie verstanden sich als Experimenteure auf dem Feld der Sprache und setzten unserer Suche nach Bedeutung hinter den Wörtern eine Narrenkappe auf. Das war die österreichische Version einer Rebellion gegen die Perver-

isierung der deutschen Sprache durch die Nationalsozialisten. Jonke, eine Generation später, stellte sich in die sprachkritische Tradition.

Der herkömmlichen Welt stellte er eine Gegenwirklichkeit entgegen, die kein festgefügt Monument war, sondern flüchtig blieb – wie Sprache eben, wandelbar, stets auf dem Sprung zu neuer Wirklichkeit. Der Schwebezustand war der Idealmodus, den Jonke in seiner Literatur anstrebte. Deshalb diese ständige Aufbruchstimmung in seinen Texten, diese rhetorische Absetzbewegung von allem Bewährten, Bekannten, um ja nicht Wurzeln zu schlagen. Mit dem gemeinen Hausverstand kommt man bei Jonke nicht weit. Und das ist gut so, denn dem ist in seiner Beschränktheit nicht zu trauen. Also, auch so ein Jonke-Bild, hält er es mit den Vögeln und hebt ab in die Lüfte. So findet er zu besonderer Leichtigkeit, und die Enge der Verhältnisse zählt nicht mehr.